

Interview von Geert Bors mit dem belgischen Soziologen Orhan Agirdag
Für Kinder ist Schule „die Gesellschaft“

Schule in einer multikulturellen Welt

Aus: Mensenkinderen 153, Sept. 2016, p.10-15 (Übersetzung aus dem Niederländischen: Hartmut Draeger)

VORSPANN Geert Bors:

Agirdag, Soziologe von türkisch-flämischer Herkunft erklärt mit Hilfe der Wissenschaft und auf Öffentlichkeitsforen regelmäßig den Schulsektor in einer multikulturellen Welt. „Mensenkinderen“ sprach jetzt mit Orhan. Es wurde ein schönes und „gepeffertes“ Gespräch: „Mehrsprachigkeit ist vor allem für Elitegruppen. Denk an den zweisprachigen Unterricht in Englisch. Diese Mehrsprachigkeit finden wir positiv, während die Mehrsprachigkeit von Kindern mit einer (anderen) Hautfarbe nicht als Pluspunkt, sondern als Problem gesehen wird.“

Ich lasse dieses Gespräch mit einem Tweet beginnen, den Sie am 4. Mai abgeschickt haben:

„Dass multikultureller Unterricht mehr beinhalten muss als einen Couscous-Abend, ist klar. Nun müssen wir noch die Rechten und die Fundamentalisten des Säkularitätsgedankens überzeugen.“

Ich fragte mich: Ist uns das wirklich klar? Gehört das schon zum tief verankerten Bewusstsein in unserem Unterricht?

„Das müsste doch so sein. Aber Multikulturalität wird tatsächlich in Schulen oft folkloristisch verstanden - ein Abend mit Essen aus anderen Weltgegenden. Aber dass sie aus einer theoretischen Gesamtsicht heraus mehr beinhalten muss, ist offensichtlich. Die bedeutendsten Autoren sprechen über Inhalt, Schulatmosphäre, Struktur, Reduktion von Vorurteilen. Da ist die Rede von gründlichen Vorgehensweisen, um multikulturellen Unterricht durchzuführen. In der Praxis sieht man das noch nicht wirklich geschehen. Schulen sind sich wohl oft dessen bewusst, dass da etwas nötig ist, aber - wie ich es etwas übertrieben gesagt habe - setzen das dann mit einem alljährlichen Couscous-Abend am ‚Tag der Vielfalt‘ um.“

Aber Ihre Pfeile waren auf etwas anderes gerichtet. Auf die Rechte und auf Säkularitäts-Fundamentalisten, die überhaupt kein Vertrauen in den Multikulturalismus haben.

„Ja, vonseiten rechter Politik, rechtsgerichteter Politik gibt es starke Töne, multikulturellen Unterricht ganz abzuschreiben. Denselben Ton hört man auch von Menschen aus der linken Ecke, die einen fundamentalistischen Säkularismus verbreiten, - die also finden, dass es für kulturell-religiöse Themen überhaupt keinen Platz in der Schule geben darf. In Flandern gab es zum Beispiel einen tüchtigen Versuch von katholischer Seite, zu mehr multikulturellem Dialog zu kommen. Dies wurde von Bart de Wever, zentrale Figur der Rechten in Flandern niedergemacht. Die linke Gruppierung, die jede Form von Religion ablehnt, hat die gleiche Überzeugung.“

Bedeutet „Vielfalt“ in Belgien etwas anderes als in den Niederlanden?

„Es hängt - denke ich - mehr von der Region ab, wo du lebst, als von einem Vergleich ganzer Länder. Aber in einer Hinsicht spüre ich mit Sicherheit einen Unterschied: Der Umgang mit Mehrsprachigkeit ist in Flandern viel problematischer als in den Niederlanden. In den Niederlanden ist dies etwas weniger umstritten. Dies ist meine Wahrnehmung beider Kontexte. Auch ist die Ungleichheit in den Niederlanden etwas weniger ausgeprägt als in Flandern. In der niederländischen Schule sehen wir - sicher bei Mädchen „anderer Herkunft“ - dass sie dabei sind, sich einen Vorsprung zu verschaffen. Sie machen eine

Aufholbewegung: Sie besuchen öfter den höheren Unterricht, sie stehen gut in der Schule da. Das muss auch in Flandern noch kommen.“

In der Biographie auf Ihrer Website schreiben sie, dass Sie das letzte Kind aus einer belgisch- limburgischen Bergarbeiterfamilie waren. Können Sie etwas aus Ihrer eigenen Grund- und Oberschulzeit erzählen?

„Nun das finde ich - offen gesagt nicht so relevant. Ich kann aber sagen, dass die Fragen in meinen wissenschaftlichen Untersuchungen mit Sicherheit durch meine Schullaufbahn und durch Ereignisse inspiriert sind, die in meiner Jugend - als Kind türkischer Emigranten - anders waren.

Bestimmte Dinge habe ich positiv erfahren. Aber Sprachheilklassen waren beispielsweise eine weniger positive Erfahrung.“

Ich frage dies, weil Sie in ihrer Biographie ganz schön viel über Ihre wissenschaftliche Karriere schreiben und ich für mein LeserInnenpublikum von Menschen besonders aus dem Primar- und Sekundarschulbereich wissen wollte, wie Sie diesen erfahren haben.

„Ich finde das doch ein bisschen merkwürdig. Ich stelle fest - sicher in Bezug auf Unterrichtende, aber auch allgemein auf Journalisten - dass die Neigung besteht, persönliche Geschichten zu hören. Offenbar ist das überzeugender als statistische Information oder systematische Evidenz, wonach ich forsche.“

Vor einer Reihe von Jahren schrieb ich als Ghostwriter die Autobiographie des türkisch-niederländischen Unternehmers Attila AYTEKIN. Er hielt sich ziemlich lang bei seiner Schulzeit auf, weil er darin entdeckt hatte, dass er als „anders“ angesehen wurde und dass sein Weg zum Hochschulunterricht nicht selbstverständlich war. Als er das Studium anfangen wollte, wollte er keine „Turkologie“ studieren, wie er sagte, sondern er ging in Richtung Unternehmertum, weil er über heimische Unternehmer sagte: ‚I wanted to beat them at their own game‘. In diesem Sinne bildeten die Erfahrungen aus seiner eigenen Jugend wichtige Bausteine seiner Identität und Motivation.

„Das kann ich mir vorstellen. Doch ich würde sagen wollen: ‚Ihre Geschichte ist Ihre Geschichte, lieber Attila. Aber sagt es auch etwas über andere?‘ Schau, ein biographisches Element kann die Illustration einer punktuellen Erfahrung sein. Wenn ich an einer Stelle dieses Gesprächs sage ‚ich habe festgestellt, dass...‘, dann kann es sein, dass ich meine Einstellung von da aus erklären muss, was meine Art zu schauen bestimmt hat. Nicht umgekehrt. Unsere Medienkultur ist zu personalisiert. Ich wüsste also nicht, warum ich über mein eigenes Leben sprechen sollte, außer aus narzistischem Bedürfnis.“

Haha, gut. *Point taken*. Vielleicht kommen uns noch Elemente davon entgegen. Ein wichtiges Thema in Ihrer Arbeit ist Sprache, wie sich zum Beispiel an dem MO-talk zeigt, den Sie geliefert haben.

„Sprache“ an sich finde ich nicht am wichtigsten, aber sie ist ein Einfallstor, um an die Art, in der die Diskussion um Multikulturalität geführt wird, anzuschließen. Aus politischem Blickwinkel - auch in den Niederlanden - liegt der Focus sehr auf Sprache. Man spricht nicht über ‚Ungleichheit im Schulsystem‘, sondern über ‚Sprachrückstand‘. Das ist eine fundamental andere Herangehensweise an die Problematik und ist etwas, zu dem ich meine Bedenken habe. Ich finde die Betonung auf „Sprachrückstand“ als Ausdruck eines auf Individualität reduzierten Schulmodells: Es soll wohl an dem einzelnen Schüler liegen. Das ist genau das, wie die politischen Entscheidungsträger in Flandern und in den Niederlanden mit Ungleichheit im Bildungswesen umgehen. Ist das wirklich eine effektive Art, um an das Problem heran zu gehen?“

„Multikultureller Unterricht ist mehr als einmal pro Jahr ein Couscousabend“
Strukturelle gesellschaftliche Probleme zu einem individuellen Problem machen - das klingt wie das Plädoyer gegen die Dominanz des allumfassenden neoliberalen

meritokratischen Modells, mit dem wir alle verschmolzen seien, wie das ihr Landsmann Paul Verhaeghe in seinem Buch *Identität* behauptet.

„Genau. Dessen Rückstand ist dieser ‚Sprachrückstand‘. Ist das ein Rückstand des Schulsystems selbst oder bleibt der Schüler hinter seinen eigenen Möglichkeiten zurück? Es steckt ein seltsames Paradox in jenem neoliberalen Denken. Tatsächlich ist Verantwortlichkeit einerseits individualisiert: Sich integrieren? Die Sprache lernen? Das ist deine individuelle Verantwortlichkeit. Aber wenn etwas schief läuft - wenn Ali sich nicht integriert, sondern sich nur aufplustert - ist es auf einmal das Problem der ganzen Gemeinschaft. Es ist eine Individualisierung von Verantwortlichkeiten und die Vergemeinschaftung von Problemen. ‚Sprachrückstand‘ ist dafür ein allerletzter Ausdruck: Es ist eine Art und Weise, in welcher Ungleichheit zu einem individuellen Problem reduziert und nicht als Systemfehler gesehen wird.“

Ist es also die Ungleichheit, worüber wir wirklich sprechen müssen?

„Ja. Und dann ist es wichtig zu erkennen, dass Ungleichheit zum Ausdruck kommt durch Menschen, die an der Unterseite (der Gesellschaft) nicht vollwertig mitmachen dürfen, aber auch durch Privilegien am oberen Rand. Genau darauf hat uns der französische Ökonom Thomas Piketty als einer der ersten hingewiesen: Ungleichheit heißt nicht nur abnehmende Chancen unten, sondern auch die Privilegien, die der Oberschicht der Gesellschaft zugestanden werden. Es gibt keine Politik, kein Auge für die Art, in der wir Ungleichheit im Zusammenleben schaffen, indem wir Privilegien einräumen. Auch nicht im Hochschulwesen. Ich lehre in Amsterdam, und dort gibt es ein Programm für exzellente Studierende, die Geld der Gemeinschaft beanspruchen, um sich (letztlich) über die anderen herauszuheben. Solche Tendenzen sieht man überall, wobei die Schulleite zu den anderen auf Abstand gehen will. So etwas wird aber nie mit Ungleichheit in Verbindung gebracht.“

„Wenn man die eigene Muttersprache an der Schultür zurücklassen muss, lässt man auch einen Teil der eigenen Identität zurück“

Etwas ähnliches haben Sie über den Status von Mehrsprachigkeit gesagt: Englisch als zusätzliche Sprache gebrauchen können bekommt einen anderen Status als Arabisch oder Türkisch sprechen.

„In der Tat. Mehrsprachigkeit wird in der Schule als ein schönes Extra gesehen. Mehrsprachigen Unterricht gibt es vor allem für die Elitegruppen. Denk dann zum Beispiel an eine Schule, die außer auf Niederländisch auch Unterricht auf Französisch oder Englisch anbietet. Das ist die Mehrsprachigkeit, die positiv angesehen wird, während die Mehrsprachigkeit von Kindern mit einer (anderen Haut)farbe nicht als Pluspunkt gesehen wird, sondern eher als Problem. Und dies ist eine versäumte Chance.“

Wie könnte man in der Schule mit der Mehrsprachigkeit ‚allochthoner‘ Kinder gerechter umgehen?

„Dafür gibt es viele Formen. Man kann einen Schüler im Grundschulunterricht ein Wort seiner eigenen Sprache erklären lassen. Man kann Eltern einladen, etwas über ihre Sprache zu erzählen. Eltern einbeziehen ist sowieso gut. Man kann in anderen Sprachen singen. Sprachen müssen in der Schule eine symbolische Willkommensfunktion haben: man muss Kindern zugestehen, einander in ihrer eigenen Sprache zu helfen. Für Kinder, die die Instruktionssprache noch nicht beherrschen, hat es eine gute Wirkung, dies in ihrer Muttersprache tun zu können. Damit geht man gegen Ungleichheit an. Nach einiger Zeit beherrscht das Kind die niederländische Sprache gut und die Muttersprache tritt in den Hintergrund. Sehr viel spricht dafür, dass die sichere Beherrschung der Familiensprache, den Erwerb einer zweiten Sprache nur positiv beeinflusst.“

Während in der flämischen Schule das ‚Sprachbad-Modell‘ vorherrscht - mit dem dahinter

stehenden Gedanken, dass allochthone SchülerInnen die (ihnen fremde) Sprache am besten beherrschen lernen, wenn man alles im ‚Sprachbad‘ des Niederländischen anbietet. Auf den Gebrauch anderer Sprachen stehen Strafen. Sie bezeichnen das als ‚in Konflikt stehend mit einem elementaren pädagogischen Prinzip‘. Können Sie (uns) das erklären?

„Ja. Man denkt in Sprache nach. Versuchen Sie es einmal ohne. Wenn man den Gebrauch von jemandes Muttersprache bestraft, schließen sie die Lebenswelt eines Kindes aus. Während aus der Forschung mittlerweile schon klar ist, dass für einen fruchtbaren Unterricht die Lebenswelt der SchülerInnen innerhalb der Schulmauern präsent sein muss. Man muss sich in der Schule zu Hause fühlen können. Wenn man seine Muttersprache an der Schultür zurücklassen muss, lässt man auch einen Teil seiner Identität zurück. Nochmals - es geht um viel mehr als Sprache. Dieser Punkt ist zwar wichtig, aber er ist nicht der einzige oder der absolute Bereich für gleiche Chancen in der Schule. Es geht nämlich auch um: Hohe Erwartungen gegenüber allen Kindern haben, dem gut folgen, was SchülerInnen zum Ausdruck bringen, über ein breites Angebot von Lernformen verfügen...“

Sie haben gesagt, dass ‚Lehrkräfte, die das Beste mit ihren Kindern vorhaben doch auch durch Sprachpolitik beeinflusst werden‘. Was können da Lehrer und Schulleiter machen?

„Man kann versuchen, nicht-restriktiv in Erscheinung zu treten. Die kulturellen Formen, die aufkommen, nicht zu verhindern. Das geschieht ja doch auch beim besten Willen der Welt. Aber ich denke, dass (das Problem) bereits mit der Art und Weise beginnt, in der die Lehrerpoptation heute zusammengesetzt ist. Lehrer sein ist doch vor allem ein „weißer“ Job. Es gibt wenige Menschen anderer Hautfarbe. Es wäre schon eine gute Veränderung, wenn sich die Vielfalt der Gesellschaft in der Vielfalt des Schulteams widerspiegelte. Gut wäre es auch, wenn sich Schulleitungen dafür öffneten, aus der Erfahrung von Schulen zu lernen, die durch Minderheitsgemeinschaften aufgebaut wurden und zugleich erfolgreich sind. Nimm zum Beispiel eine islamische Schule in der Großstadt, in der der Umgang mit Vielfalt leichter funktioniert als anderswo. Ein Team mit mehr „Farbe“ und stärkerer Einbettung in Minderheitsgemeinschaften scheint mir geeignet, Schule zu einer emanzipatorischen Einrichtung für jeden zu machen.“

Ich verstehe, dass es wohl ein beschränkter Blickwinkel ist, aber als ich an dem zuvor genannten Buch arbeitete, begegnete ich im Kreise von Attila vor allem Menschen, die sich für Karrieren entschieden hatten, welche mehr finanzielle Chancen boten als der Lehrerberuf: Chirurgen, Stadtbere, Naturwissenschaftler. Kann diese Beobachtung mit der des Fehlens „farbiger“ Lehrer zu tun haben?

„Tja, warum bin ich kein Lehrer an der Schule? Ich weiß es nicht, ich finde das Unterrichten an der Universität doch sehr schön. Ja man könnte es wahrscheinlich teilweise durch die unsichere ökonomische Situation erklären, aus der viele Kinder aus Minderheitengruppen kommen. Ich bin nun am Rätseln; die tatsächlichen Gründe kenne ich nicht. Was ich wohl weiß, dass im Lehrerberuf auch strukturelle Hindernisse errichtet werden: junge Frauen mit einem Kopftuch, die zum Beispiel für eine Stelle nicht in Betracht kommen. Das schreckt potenzielle Kandidatinnen ab. Auch kann ich mir vorstellen, dass wenn die eine oder der andere nicht wirklich positive Erfahrungen in der eigenen Schullaufbahn gemacht haben, sie niedere Erwartungen an das Lehrfach haben. Man kann aber auch denken: ‚Für mich war es nicht so schön, aber für die nächste Generation will ich das anders machen.‘ Nochmals: Zahlen über all das habe ich nicht.“

‚Bürgerschaftliches Engagement soll man nicht nur predigen, sondern auch selbst in die Tat umsetzen‘, schrieben Sie in einem Tweet an jenem 4. Mai. Wozu wollten Sie aufrufen?

„Häufig lernen wir in der Schule etwas über bürgerschaftliches Engagement im gesellschaftlichen Zusammenleben, über die Art der Partizipation, darüber wie politische

Sozialisierung funktioniert. Die Frage ist nur: Ist die Schule selbst auch eine demokratische Umgebung? Ich denke, dass man mehr über politisches Handeln in der Schulpraxis selbst lernen kann, als durch ein paar Wochenstunden im Fach ‚staatsbürgerliche Bildung‘. So macht man die Schule, in der man ja ungefähr sechs bis acht Stunden pro Tag verbringt, zu einer wirklichen Lebenswelt. Dies war mein Plädoyer. Wenn es um Gleichheit gehen soll, dann schau mal hin, ob in der Schule Gleichheit herrscht. Was fehlt da noch, was kann man gemeinsam daran tun?

„Wir sind eine Gesellschaft, wo ‚Nikolaus‘ wohl existiert, aber Ungleichheit in der Schule eine Fiktion ist“

Wir tun oft so, als ob die Schule außerhalb der Gesellschaft stehe. Als ob die Schule nicht schon im gesellschaftlichen Zusammenleben verankert sei; als ob schulisches Lernen nicht einen wichtigen Teil des Zusammenlebens ausmache. Die Schule ist zu einem großen Teil „die Gesellschaft“, das Miteinander-Leben von Kindern. Wenn man dann zum Beispiel Unterricht bekommt über die Gleichheit von Mann und Frau, während man dies gar nicht miterlebt, dann macht dieser Unterricht auch keinen Sinn.“

Der Schulpädagoge Gert Biesta macht an dieser Stelle einen Unterschied zwischen ‚Welt‘ und ‚Gesellschaft‘ und plädiert dafür, dass die Schule die ‚Welt‘ hereinlässt, während sie die ‚Gesellschaft‘ (und all ihre sozialen, kulturellen, politischen Forderungen an Schule) außen vor hält. Damit werde die Schule ein Übungsplatz für das Leben.

„Ich kenne das Werk von Biesta gut. Wahrscheinlich klingt das auch ein bisschen durch bei meinem eigenen Blick auf Schule. Aber ich will an diesem Punkt vielleicht doch radikaler als er sein. Lasst uns über Dinge, die an der Schule passieren auch einmal gute Gespräche mit den Kindern führen. Es scheint noch ein Tabuthema zu sein, mit Kindern über Ungleichheit und ihre Wahrnehmung davon zu sprechen. Kinder, die auf „niedrigere“ Schulformen geschickt werden, bekommen von uns gesagt ‚Wenn du dein Bestes gibst, schaffst du das. Wir sind eine Gesellschaft, wo ‚Nikolaus‘ sehr wohl existiert, aber Ungleichheit in der Schule eine Fiktion ist.“

.....

*„Ich kenne nur eine Jenaplan-Schule, die in Gent, unweit von meiner Wohnung liegt. „Für mein Gefühl ist das eine ziemlich einzigartige Schule in der Landschaft der traditionellen Erneuerungsschulen, weil viele dieser Schulen eine sehr elitäre Zusammenstellung haben. Diese Jenaplan-Schule ist eine der wenigen , wo ich Vielfalt erlebt habe...[siehe dazu den Artikel der Schulleiterin der Jenaplan-Schule „de Feniks“ **Sofie Strobbe, Gent (B): Eine Brücke zwischen der Schule und allen Eltern, auf dieser Website jenaplan-heute.de unter der Rubrik Jenaplan / Gruppe !]***

Nun weiß ich nicht, ob diese Diversität für Jenaplan-Unterricht charakteristisch ist, aber für mich ist es eine einzigartige Erfahrung, in dieser Schule zu sein. Um dort zu erkennen, dass fortschrittlich Lernen - gemeinschaftlich Lernen, Lernen durch Erfahren und Untersuchen - nicht nur etwas für eine Elite ist, sondern einer ganz vielfältigen Schulpopulation angeboten wird.“

Auf die Frage von Geert Bors nach Unterschieden zwischen dem niederländischen und belgischen Schulsystem antwortete Orhan Agirdag:

„Die Niederlande und Flandern haben beide ein Schulsystem, bei dem sehr früh selektiert wird - am Ende der Basisschule (also nach sechs Jahren der regulären Grundschule, d.Übers.). Aber anders als in den Niederlanden, kann man dies als Spätentwickler in Flandern kaum mehr kompensieren. Obwohl es in den Niederlanden auch weniger leicht gemacht worden ist zu „stapeln“, ist dies noch immer möglich: Man kann eine frühe Vor-Selektion in Richtung einer niedrigen Schulform ausgleichen, indem man (später) selbst den eigenen Weg Schritt für Schritt nach oben baut. Das ist ein großes Gut.“

Geert Bors: Bildungsjournalist und Chefredakteur der niederländischen Jenaplan-Zeitschrift „Mensen-kinderen“, Zutphen

Prof. Dr. Orhan Agirdag: belgisch-türkischer Soziologe (geb. 1984), lehrt in Leuven und Amsterdam. Promotion über die Folgen der schulischen Segregation in Flandern. Seine Forschungen verbinden soziologische Beobachtungen zu der wachsenden ethnischen Diversität mit pädagogischen und linguistischen Einsichten.